



Kommt der Bus oder kommt er nicht? Der öffentliche Nahverkehr ist im ländlichen Raum oft überschaubar.

Foto dpa

Wie ist das jetzt mit dem Leben auf dem Land? Idylle, mehr Raum für weniger Miete, endlich ein Garten, kein Mikro-Balkon, gute Luft oder Provinzmief? Corona und Homeoffice haben Arbeitsmodelle revolutioniert. Laut Ifo-Institut arbeitet jetzt etwa jeder vierte Deutsche mindestens einmal pro Woche von zu Hause aus. In manchen Branchen, zum Beispiel bei Beratern oder ITlern, liegt der Homeoffice-Anteil jenseits der 70 Prozent. Wohnungsmangel, Überdruss, Lärm, Konsumdruck, der Wunsch nach Entschleunigung lassen immer mehr Menschen mit dem Landleben liebäugeln. Laut einer Studie des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung haben 2021 so viele Menschen deutsche Großstädte verlassen wie zuletzt 1994 – vor allem junge Familien zieht es in ländliche Gegenden.

Ob jemand in der Stadt oder auf dem Land froher lebt, die Frage ist alles andere als platt zu beantworten. „Es gibt gerade auf dem Land soziale Wirklichkeiten, die man nicht von außen erfassen kann. Mentalitäten, die stärker durchschlagen als in der Stadt. Dort herrschen andere soziale Regeln und ein hoher Druck zu sozialer Konformität, dem man sich nicht entziehen kann“, sagt Psychologieprofessor Tim Hagemann, der in Berlin und Bielefeld arbeitet. Schnelle Urteile bringen da keinen Schritt weiter, um sich gut entscheiden zu können.

So ist in einem 2000-Einwohner-Dorf die soziale Kontrolle größer, aber der soziale Halt kann es auch sein. Andreas Pfnür leitet das Fachgebiet Immobilienwirtschaft und Baubetriebswirtschaftslehre an der TU Darmstadt und sagt: „90 Prozent derjenigen, die auf dem Land leben, sind arbeitszufrieden.“ In den Innenstädten seien das nur 45 Prozent. Welcher Ort zufrieden macht, das hängt entscheidend von der jeweiligen Lebensphase ab. Spätestens von der Pubertät an hadern viele junge Menschen mit dem Dasein auf dem Dorf, der fehlenden Infrastruktur und erleben eine Nichts-wie-weg-hier-Aufbruchstimmung. Dreizeilige Fahrpläne an verwaisten Bushaltestellen symbolisieren dieses Gefühl, abgeschnitten zu sein.

Hinter den Hügeln lockt die städtische Welt – groß, aufregend, heute ins Kino, morgen in den Klub, übermorgen zum Koreaner und WLAN in jedem Café. „Wenn man jünger ist, hat man mehr Optionen, man macht noch mal was anderes, ist flexibler, geht ins Ausland. Das sehe ich auch bei Start-ups, die überlegen, brauche ich eine Filiale in der Innenstadt, oder reicht ein kleiner Ort in der Nähe einer Großstadt“, sagt Tim Hagemann.

Erlebnishungrige Schwaben sind als Prenzlauer-Berg-Klientel durch jeden Comedy-Kakao gezogen worden. Kommt Nachwuchs, hat sich der Reiz, durchs Nachtleben zu ziehen, erst mal erledigt. Das gestaltet sich dann komplett anders, plötzlich erscheint die Doppelhaushälfte nicht mehr ganz so spießig, und ein verkehrsmotiver Spielplatz mit herumliegenden Spritzenbesteck als klar schlechtere Option. Das Thema Kinderbetreuung gewinnt an Bedeutung, erklärt die Architekturspsychologin Anja Kluge aus München: „Verwandte sind ein Grund, warum Leute Richtung Heimat ziehen.“

Freiheit ist ein großes Wort. „In der Stadt interessiert es keinen, ob ich zum Späti gehe. Aber manche wollen eine andere individuelle Freiheit haben. Die kann darin bestehen, im frei stehenden Haus die Musik laut zu drehen“, sagt Arbeitspsychologin Hagemann. Gibt es einen Stadt- oder Landtyp? „Mir fällt spontan der Begriff Heimat ein. Heimatverbundenheit prägt uns Menschen. Bin ich auf dem Land groß geworden, ist mir das viel vertrauter“, sagt der

Stadt, Land, Frust?

Durch mobiles Arbeiten entkoppeln sich Wohn- und Arbeitsort, die Landlust kann für mehr Menschen Realität werden. Doch das will gut überlegt sein.

Von Ursula Kals

Wirtschaftspsychologin Peter M. Jung aus Königswinter: „Es geht darum, herauszufinden, was mir guttut. Ich bin als Babyboomer noch dahin gezogen, wo ich einen Job gefunden habe. Das tut die Nachfolgegeneration nicht mehr, der Stellenwert der Arbeit hat sich verändert.“

Psychologin Anja Kluge ist davon überzeugt: Eine Präferenz für Stadt oder Land, Lust oder Frust, dort zu wohnen oder eben nicht, hängt davon ab, „wo man aufgewachsen ist, was man gewohnt ist, wie man geprägt wurde“. Sie sagt: „Viele Leute zieht es im Leben wieder zurück zu dem, was dem ähnelt.“ Natürlich ziehe es die Jungen für eine Ausbildung, ein Studium in die Stadt. „Aber es ist ein Stück weit das Bekannte, was einen so beeinflusst. In ein kleines Dorf zu ziehen, wenn man das gar nicht kennt, stelle ich mir schwer vor.“

Diese Skepsis erleben auch mittelständische Unternehmen aus dem Sauerland und dem Märkischen Kreis um Hagen, die dringende Bewerber suchen und von Peter M. Jung beraten werden. „Im Moment existiert eine Menge Unruhe. Wie gewinnen wir die Leute, die in Köln studiert haben, das Großstadtleben mögen und erst mal googeln, wo Menden überhaupt liegt?“ Jung erlebt aber auch „ökologisch orientierte Menschen, die sich bewusst entschleunigen“ und sich ein Leben auf dem Land vorstellen können. Spätestens wenn sich Nachwuchs anmeldet. Um Fachkräfte zu finden und an sich zu binden, werben Unternehmen mit ihrem sozialen Miteinander und ihrer Verlässlichkeit. Sie helfen bei der Wohnungssuche, engagieren sich für eine bessere Infrastruktur, stellen Pool-Autos zur Verfügung, sagt Jung.

Einer, der bei dem Stadt-Land-Thema fundiert mitreden kann, ist Frederik Fischer. Er hat vom Dorf bei Dachau und am Ammersee über München, Hannover, Aarhus und San Francisco, vom Weiler bis zur Weltstadt also, an allen möglichen Orten gelebt und ist Geschäftsführer von Neulandia. Das nennt sich soziales Unternehmen, Bewegung und Netzwerk und möchte Veränderungen im ländlichen Raum anstoßen. Ein Vorzeigeprojekt ist der „Summer of Pioneers“. Klingt abstrakt, ist es nicht: An sieben Standorten in Deutschland und einem in der Schweiz können Menschen ausprobieren, ob das Arbeiten auf dem Land etwas für sie ist. So gibt es im sächsischen Mittwei-

da, im hessischen Homberg (Efze) oder in Wittenberge zwischen Hamburg und Berlin ein „Rundum-sorglos-Paket“, wie Fischer das nennt. Wohnraum, Möbel, Miete, Nebenkosten kosten pro Zimmer und Monat zwischen 150 und 175 Euro, dazu gibt es einen Co-Working-Space. Als Gegenleistung sind die Pioniere aufgefordert, sich fürs Gemeinwohl zu engagieren, etwa einen Gemeinschaftsgarten anzulegen, leer stehende Ladenlokale mit Ausstellungen und Repair-Cafés zu beleben, einen Hinterhof mit einem Open-Air-Kino aufzuwerten oder ein Nachbarschaftsbüro zu gründen.

Durch solche Kulturprogramme haben die Neuen sofort Anschluss, und die Einheimischen haben auch etwas davon. „Es wird wertgeschätzt, dass da was passiert, und es bilden sich schnell Allianzen. Durch Zusammenarbeit werden Vorurteile abgebaut. In beide Richtungen. Sofort gibt es eine Gemeinschaft, das ist viel leichter, als sich allein ein neues Netzwerk aufzubauen“, sagt der 42-Jährige, der Medienwissenschaft und Volkswirtschaft studiert hat und sich als Stadtplaner bezeichnet. „Die meisten, die teilnehmen, nehmen ihre Jobs mit, weil sie ihren Rechner mitnehmen. Es sind Leute aus der Wissenschaft, die in der Kommunikation arbeiten, wir hatten aber auch schon Köche und Modellbauer.“ Die Testphase dauert ein halbes Jahr, rund 40 Prozent der Pioniere bleiben, die anderen zieht es zurück in die Stadt.

Was sind das für Menschen, denen es trotz Weite zu eng auf dem Land ist? Anja Kluge vermutet: „Sie brauchen mehr Meinungsvielfalt, mehr intellektuelle Stimulation, möchten einer anderer Vielfalt ausgesetzt sein.“ Auch Minderheitengruppen könnten sich wohler in der Stadt fühlen, obwohl auf dem Land viel im Wandel sei. Aber ganz ohne Abstriche gibt es keinen Ort. Nirgends. So wie Kurt Tucholsky über das unerreichbare „Ideal“ dichtete: „Eine Villa im Grünen mit großer Terrasse, vorn die Ostsee, hinten die Friedrichstraße; mit schöner Aussicht, ländlich-mondän, vom Badezimmer ist die Zugschleife zu sehen – aber abends zum Kino hast du nicht weit.“

Fischer mag das Land, weil er die Dinge dort als dynamischer empfindet. „Wir setzen auf ländliche Räume, weil dort Veränderungen schneller möglich sind als in Metropolen. Man kann einfacher etwas ausprobieren. In der Stadt ist der Raum stark umkämpft, Innovationen sind träge und teuer. Auf dem Land ist es ganz anders. Da kann man kreativer rangehen.“

Das liege auch, so schwärmt er, an visionären Gemeindevertretern, aufgeschlossenen Bürgermeistern und Experimentierfreude. Zugezogene, die das Gefühl hätten, in der Stadt gebe es schon alles, fänden auf dem Land mehr Möglichkeiten. „Ich vergleiche den ländlichen Raum mit einem Start-up, die Stadt mit einem Großkonzern. Die wirklich aufregenden Zukunftsentwürfe entstehen in der Provinz.“ Nach seiner Beobachtung haben die klassischen Kreativen in der Stadt häufig Dinge ausprobiert, eigene Läden, Cafés geführt und das Gefühl, hier gibt es schon alles, aber keine Flächen.

Fischer hat mal in einer Verwaltung gearbeitet und seine Initiative vor der Pandemie angestoßen, Homeoffice-Möglichkeiten haben ihm in die Hände gespielt. Die Sommer-Pioniere, die es dann doch zurück in die Stadt zieht, bewegen zwei Motive: „Sie merken, die Pendelei ist nicht einfach, Kundentermine sind dann doch nervend. Die Remote-Regeln sind weniger dynamisch als in Corona-Zeiten. Zweitens gibt es vereinzelt Menschen, die feststellen, dass sie den Großstadtdröbel mehr brauchen, als sie dachten.“

Beim halbjährigen Probearbeiten docken keineswegs nur junge Leute an, sondern auch Menschen Anfang 50 oder Rentner. Fischer ist des Lobes voll: „Die erleben noch mal eine neue Freiheit, wenn die Kinder aus dem Haus sind und sie ihr letztes Lebenskapitel gestalten, die haben die Ruhe weg und bringen sich ganz toll ein.“

Tim Hagemann kennt aus seinem Bekanntenkreis auch das Gegenteil. Die Eltern eines Freundes lebten in Gummersbach, verkauften das Haus, zogen nach Berlin-Mitte. „Sie sind noch mal richtig aufgelebt, weil ihnen die Infrastruktur der Stadt mehr Möglichkeiten bietet.“ Repräsentativ ist das unternehmungslustige Paar laut einer Umfrage des Meinungsforschungsinstituts Yougov im Auftrag der Nachrichtenagentur dpa nicht. Denn für Kindheit und Rente gilt das Dorf weiter als Ideal: Für den Ruhestand bevorzugt eine Mehrheit das Land oder die kleine Stadt, 58 Prozent der Befragten sagen, sie würden diese Jahre gern in einem Ort mit weniger als 20.000 Einwohnern verbringen. Auf die Frage, wo ein Kind idealerweise aufwachsen sollte, entscheiden sich 57 Prozent für die Antworten Kleinstadt und Dorf. Kehrwochenkontrolle und der kritische Blick über den Maschendrahtzaun, ob der Nachbar den Rasen gemäht hat, so sagt Psychologin Peter M. Jung, bedeutet auch soziale Verbundenheit. „Wir achten aufeinander, das sind Dinge, die wir modern als Netzwerke bezeichnen.“

Denn ein wesentlicher Punkt für einen guten Wechsel aufs Land ist ein gelingender sozialer Anschluss. „Ob man soziale Einbindung findet, das ist der Schlüssel, ob so ein Umzug gut geht“, sagt Hagemann. Davon können Berliner berichten, die euphorisch nach Brandenburg gezogen sind. „Im Sommer kommen Freunde zum Grillen, im Winter kommt keiner“, beobachtet Fischer, der am Berliner Stadtrand wohnt. Die Familie will in zwei Jahren mit der Einschulung der Tochter umziehen. Wohin, wird noch diskutiert. „Uns reizen viele Orte.“

Neue Kontakte zu finden, unterschätzen viele, die sich in Bullerbü-Träumen bar jedes Güllegeruchs verlieren und ausblenden, dass Dorfstrukturen über Generationen (fest-)gewachsen sind. Die Autorin

Juli Zeh hat in ihrem Roman „Unterleuten“ am Beispiel eines fiktiven Dorfs in Brandenburg geschildert, welche alten und neuen Rechnungen da unter Alteingesessenen und Zugezogenen aufgemacht werden. „Es gibt viele Befindlichkeiten, Ansichten, Sichtweisen, die man nicht einfach ergründen kann. Die Leute verbinden etwas damit, wer vorher in einem Haus gewohnt hat. Das ist den neuen Bewohnern nicht bewusst“, sagt Hagemann.

Erfrischende Joggingstrecken durch Wiesen und Wälder goutieren die Neuankömmlinge, aber in die freiwillige Feuerwehr einzutreten käme ihnen nie in den Sinn. „Auf Leute zugehen, mit ihnen ins Gespräch kommen, Handwerker vor Ort beauftragen kann wichtig sein. Auch in Dörfern gibt es nicht mehr so viele Ankerpunkte, manche sind geprägt von Älteren, die im Auto unterwegs sind“, sagt er. Anja Kluge findet: „Die Leute haben ja nicht darauf gewartet, dass da jemand kommt. Man muss Eigeninitiative zeigen. Gerade die Introvertierten sollten versuchen, sich in Situationen zu bewegen, wo man andere trifft. Wer Kinder hat, lernt einfacher andere Eltern kennen, sonst sucht man sich ein Hobby, einen Verein, geht zum Chor, Sport und pflegt seine Nachbarschaft ein bisschen stärker als in der Innenstadt.“

Diese Bereitschaft, sich in die bestehende Dorfgemeinschaft zu integrieren, bringen nicht alle Städter mit. Ein weiterer wunder Punkt, der übersehen wird: Für die Kinder mancher Einheimischer ist ein Immobilienerwerb nicht realisierbar, nun ziehen „fremde“ Doppelverdiener, oft ausgestattet mit stattlichem Erbe, in Häuser, die sich die Angestammten nicht leisten können. Das sorgt für Frust und erzeugt unguete Gefühle.

Inflationär wachsen auch Schnäppchen-Bauernhaus-Wünsche, die allerlei mediale Hofgeschichten-TV-Formate antreiben. Für Anja Kluge erklärbar: „Die Außenwelt wird als unsicher erlebt. Der technische Fortschritt geht zu schnell, man weiß nicht, was mit der Künstlichen Intelligenz wird. Dann braucht man irgendwo anders Sicherheit, Überschaubarkeit. Ein einfaches Leben auf dem Land mit Tieren und Pflanzen ist erdend und nicht so komplex.“

Auch das Thema psychische Gesundheit erhält mehr Aufmerksamkeit. Schon seit Jahren gehören psychischen Erkrankungen zu den wichtigsten drei Gründen für Krankschreibungen und haben somit gewaltige Auswirkungen auf den Arbeitsmarkt, aber auch auf individuelle Karrieren. Laut Techniker Krankenkasse betrug der Anteil psychischer Leiden am Gesamt-Krankenstand mehr als 17 Prozent und lag noch vor den Erkrankungen des Muskel-Skelettsystems, also vor „Rücken“ und Co. „Da gibt es Hinweise, dass Städte sich nicht so günstig auswirken, sondern die Gefahr für Depressionen leicht ansteigt“, sagt Anja Kluge. Durch Corona hätten mehr Menschen erkannt, „was ihnen an Natur fehlt“. Die Disruption und Transformation beunruhigen Peter M. Jung: „Städte verändern sich gerade massiv. Das Auto muss raus, Fahrräder müssen rein, aber ein Konzept fehlt.“ Um den „Summer of Pioneers“ bewerben sich immer mehr Kommunen, die sich Gedanken über das Thema Willkommenskultur machen. „Das Interesse ist deutlich gestiegen“, freut sich Fischer. Ein Stadtfucht-Motiv ist für ihn Konsumdruck: „Das stellen immer mehr infrage, ohne dass da eine Ideologie hintersteht. In der Stadt kann man wenig machen, was nicht mit Konsum verbunden ist. Teure Klamotten auf dem Land zu tragen wirkt eher ein bisschen komisch.“

NINE TO FIVE

Ein Hoch auf den Katzentisch

Von Martin Gropp

Wenn es auf der Betriebsfeier zum Essen geht, fühlen sich manche Arbeitnehmer plötzlich in die Zeit zurückversetzt, in der sie auf Kindergeburtstagen eingeladen waren. Hat der Chef vorher keine Sitzordnung festgelegt, steht nämlich die Reise nach Jerusalem auf dem Programm. Die gewiefteren Kollegen haben sich natürlich schon Wochen vorher auf diesen einen Moment vorbereitet. Geradezu geheimbündlerisch haben sie ausbaldowert, mit wem sie den Rest des Abends verbringen wollen und werden. Kurz bevor es zu Tisch geht, tauschen sie verschwörerische Blicke aus und positionieren sich so geschickt im Raum, dass ihr Sitzplan auch Wirklichkeit wird.

Die Verpeilten ereilt dagegen das Schicksal aus Kindertagen. Steuern sie auf einen gerade noch freien Stuhl zu, überholt sie verlässlich jemand aus der ersten Gruppe, und der Platz ist weg. Am Ende bleibt das Sammelbecken der Planlosen: der Katzentisch, gern in der hintersten Ecke des Restaurants oder auch mal in einem Nebenraum, ständiger Durchgangsverkehr zum Büfett inklusive.

Doch was sich wie eine demütigende Niederlage anfühlt, kann sich in das Gegenteil verkehren. Statt mit den immer gleichen Nasen die immer gleichen Themen zum x-ten Mal durchzuwalzen, haben die Katzentischler die Möglichkeit, unbekanntes Terrain zu betreten. Sie lernen, dass der bisher eher spröde wirkende Kollege einen ziemlich feinen Humor hat, oder dass die Neue zwar wenig Berufserfahrung haben mag, aber dafür nahezu alle Bücher des diesjährigen Literaturnobelpreisträgers kennt und auch noch sehr spannend darüber reden kann. Und endlich erfährt man auch den Grund, warum der andere Kollege Jahr für Jahr dasselbe Reiseziel bucht und warum es sich wirklich lohnen könnte, es ihm endlich gleichzutun. Am Ende der Betriebsfeier ist die Stimmung am Katzentisch jedenfalls blendend – und manchmal sogar noch besser als auf den anderen Plätzen.

Podcast Beruf & Chance



Wie wir an Arbeitstagen gut und gesund essen – egal ob in der Kantine oder im Homeoffice.

faz.net/karrierepodcast-essen

Mehr Abbrecher und Wechsler

Gut 155.000 Ausbildungsverträge in Deutschland wurden im vergangenen Jahr vorzeitig aufgelöst. Die sogenannte Lösungsquote stieg auf 29,5 Prozent, wie Berechnungen des Bundesinstituts für Berufsbildung (BIBB) ergaben, über die die Nachrichtenagentur dpa berichtet. Es handele sich um einen Höchststand. Im Jahr davor lag sie bei knapp 27 Prozent.

Die Quote gibt den Anteil der vorzeitig gelösten Ausbildungsverträge an allen begonnenen Ausbildungsverträgen wieder. Das Institut wies darauf hin, dass es sich dabei nicht nur um Ausbildungsabbrüche handele. Viele Azubis wechselten lediglich Betrieb und Beruf, mindestens die Hälfte schlossen abermals einen Ausbildungsvertrag ab.

Im Jahr 2022 wurden demnach 155.325 Ausbildungsverträge vorzeitig gelöst nach 141.207 im Jahr davor – gut ein Drittel davon in der Probezeit, ein weiteres Drittel nach der Probezeit, aber noch im ersten Ausbildungsjahr und weitere knapp 23 Prozent im zweiten Jahr nach Vertragsbeginn. Spätere Vertragslösungen sind eher selten.

Grund für die hohe Quote könnte nach Ansicht des BIBB die aus Sicht der Jugendlichen positive Lage am Ausbildungsmarkt sein. Bei auftretenden Problemen im Ausbildungsverhältnis würden Azubis eher einen Wechsel vornehmen, wenn es wegen der günstigen Marktlage relativ einfach einen anderen Ausbildungsplatz finden könnten. dpa